

Das Chrysostomusdrama.

Von Otto Cohausz S. J.

Jeder von uns kennt den heiligen Johannes Chrysostomus, weiß, daß er zu den Kirchenlehrern zählt, daß er als „Goldmund“ den ersten Rang unter den Predigern des christlichen Altertums einnimmt, erinnert sich auch noch, daß er unter der Kaiserin Eudoxia zu leiden hatte, und mancher vertieft sich überdies noch eifrig in seine Schriften. Wie groß der Mann aber war und wie im einzelnen sein Leben verlief, bleibt vielen unbekannt. Da sind wir dem Benediktinerpater Chrysostomus Baur zum Dank verpflichtet, daß er uns als Frucht jahrzehntelanger Mühe eine neue Chrysostomusbiographie schenkte.¹⁾ Scharf sind darin die Umrisse und der Charakter des großen Mannes gezeichnet, eingehend seine verschiedenen Tätigkeiten geschildert. Was der Biographie aber besonderen Wert verleiht, ist, daß sie den Heiligen anschaulich in die damalige Welt mit ihrem Ringen und Kämpfen hineinstellt, ihn selbst in mühseligem Widerstand gegen eine Übermacht von Gegnern vor unserem Auge erstehen und uns an seinem Aufstieg und Sturz teilnehmen läßt. Das Chrysostomusleben entwickelt sich vor uns zu einem erschütternden Chrysostomusdrama, und da es von Priestern hauptsächlich gespielt wurde, zu einem Priesterdrama. Was Priestergröße vermag, wie Priesterleidenschaft aber auch anwachsen und welches Unheil sie anrichten kann, wird hier erschütternd vor das Rampenlicht gerückt.

¹⁾ Der heilige Chrysostomus und seine Zeit. Max Hueber Verlag, München 1929.

I.

Der erste Band zeichnet uns die ersten Akte des Dramas: den allmählichen glänzenden Aufstieg. In der Halbmillionenstadt Antiochien — unsern heutigen Großstädten mit ihrer übersteigerten Kultur und ihrem Gemisch von Heidentum und Christentum ähnlich — sehen wir den künftigen Heiligen in einem reichbegüterten Hause als Sohn eines angesehenen christlichen Offiziers aufwachsen. Nach dem frühen Tode des Vaters übernahm die fromme Mutter Anthusa allein die Erziehung des lebhaften, begabten Knaben. Dann ward er auf das damalige Gymnasium geschickt, ging später bei dem Rhetor Libanius in die Schule und eignete sich das ganze klassische Wissen der Zeit, sowie eine glänzende rhetorische Ausbildung an. Bei seinen hervorragenden, damals schon hervortretenden Anlagen hätte die Laufbahn eines weltlichen Rhetors ihn mit Ruhm gekrönt; des jungen lauterer Studenten Sinn war aber von jeher nur auf eins gerichtet: den Dienst Gottes.¹⁾

Aus seinem schon vor seiner Priesterweihe verfaßten Buche: „Über das Priestertum“ darf man zurückschließen, in welch strahlendem Lichte er schon als junger Mann das Priestertum schaute und welch lodernde Begeisterung es in seinem Herzen weckte. Darum war auch der Umgang mit gottgeweihten Dienern des Herrn, zumal mit dem Patriarchen Meletius, seine Freude. Nach seiner Taufe, die der Unsitte der Zeit entsprechend auch an ihm erst später vollzogen wurde, nahm sein Beruf festere Gestalt an: er begann das theologische Studium. Hier wurde ihm Diodor Führer, der in Antiochien eine Schule eröffnet hatte, und mit ausgebreitetem Wissen und ausgezeichnete Lehrweise ein streng aszetisches Leben verband. Eine systematische Theologie in unserem Sinne gab es zwar noch nicht. Der Unterricht bestand in Auslegung der Heiligen Schrift, bei der dann sämtliche exegetischen, moralischen, dogmatischen und apologetischen Fragen, wie die Zeit sie nötig hatte, behandelt wurden.

¹⁾ S. 61.

Nach drei Jahren weihte man Johannes zum Lektor. Als solcher hatte er dem Volke die Heilige Schrift vorzulesen. Doch bald gewann sein Zug nach weiterer Verinnerlichung die Oberhand. Es reifte in ihm der Entschluß, aller zukünftigen kirchlichen Laufbahn zu entsagen und in völliger Abgeschiedenheit Gott zu dienen.¹⁾ Er wurde *Mönch*.

In den Bergen um Antiochien gab es bereits damals manche Einsiedler und auch mit einem Meister des asketischen Lebens gemeinsam lebende Mönche. Dahin zog Johannes sich aus dem Stadtlärm zurück. Die ersten vier Jahre verbrachte er mit andern in einer Art Mönchschule. Dann aber zog er sich als Einsiedler in eine einsame Höhle zurück und übte sich dort im Fasten, Nachtwachen, in innerem Gebete und im Studium der Heiligen Schrift. Berichtet wird, daß er daselbst die „Testamente Christi“ ganz auswendig lernte. Auch scheinen seine ersten Schriften in diese Zeit zu fallen.

Nach zwei weiteren Jahren aber verließ der Einsiedler seine Höhle und stieg wieder in den Trubel der ihm zu Füßen liegenden Stadt hinab. Einestheils machte seine durch die übertriebenen Strenghheiten arg geschwächte Gesundheit einen Wechsel nötig, zum großen Teil aber dürfte sich bei ihm auch die Überzeugung Bahn gebrochen haben, daß es nicht Gottes Wille sei, bei den vielen Seelsorgsbedürfnissen der Zeit seine Kraft zu vergraben. So hoch er auch das Mönchsleben stets weiter schätzte, so schien ihm doch der apostolische Dienst an den Seelen dringlicher. „Das zurückgezogene, weltabgeschiedene Leben“, schreibt er, „möchte auch ich als einen Beweis von Tugend ansehen; aber doch ist es kein hinlängliches Zeichen der ganzen Seelenstärke, die einer besitzt. Wer im stillen Hafen am Steuerruder sitzt, kann noch lange nicht seine ganze Kunst zeigen. Wer aber in offener See und mitten im Sturm das Fahrzeug zu retten vermag, den wird jeder als ausgezeichneten Steuermann erklären. Darum brauchen wir auch den Mönch nicht so über-

¹⁾ S. 81.

schwenglich zu bewundern, wenn er keine vielen und großen Sünden begeht. Es ist eben nichts da, was die Seele locken und reizen könnte. Wer sich aber mitten unter die großen Massen begeben und die Fehler und Sünden der großen Menge ertragen muß, und trotzdem ungebeugt und standhaft bleibt, . . . ein solcher verdient mit Recht, von allen gelobt oder bewundert zu werden. Wenn mich also jemand vor die Wahl stellte, ob ich lieber ein guter Priester oder ein guter Mönch sein möchte, so würde ich für meinen Teil tausendmal lieber das erste wählen.“¹⁾

Vergleicht man diesen Ausspruch mit seinen früheren Ausführungen über das Mönchtum, so sieht man, daß der Einsiedler eine innere Umwandlung durchgemacht hat. Aber doch nur in gewissem Grad. Der von Jugend an tief in seiner Seele wurzelnde Zug zum Priestertum war nicht versickert, nur verschüttet gewesen und brach in der Klausen wieder mit Macht hervor.

Recht hat Chrysostomus, tritt er einer übertriebenen Wertung des Mönchslebens vor dem Priesterleben inmitten der Welt entgegen; recht hat er auch, wählt er für sich das Priesterleben in der Welt — er war eben dazu bestimmt; wollte man nun deshalb aber, wie es heute bisweilen geschieht, abgeschiedenes Mönchtum und Ordensleben überhaupt für unzeitgemäß halten, würde man unsern Heiligen als ersten Gegner treffen. Denn so sehr er auch der Vorstellung, als könne Seelenheil und Vollkommenheit nur in der Einsamkeit gefördert werden, entgegentritt,²⁾ so hält er Stätten der Einsamkeit und Geistessammlung doch stets für notwendig, bewahrt er dem Mönchtum die größte Hochachtung und weiß er genau, daß Gott viele dauernd dazu bestimmt hat, die darum Gott nichts Wohlgefälligeres tun können, als solcher Lebensweise treu zu bleiben. Mit ihm verfolgte Gott — er fühlte es deutlich — einen andern Plan. Unserem Auge ist er klar: Der Heilige Geist rief unsern künftigen Heiligen nach den glänzend

¹⁾ De sacerdot. 6, 6. 7, B. I, S. 111/12.

²⁾ Hom. 43. 1 in Gen.

beendeten klassischen und theologischen Studien in die Einsamkeit, damit er sich dort in sechsjähriger Übung zu einem vollendeten Geistesmann umwandle, sich absterbe, sich mit Selbstbeherrschung, Genügsamkeit, Gering-schätzung aller weltlichen Dinge, mit Demut, Selbstlosigkeit, Starkmut, Gottinnigkeit erfülle. Nachdem das geschehen war, rief ihn derselbe Heilige Geist wieder in die Welt zurück, um nun so ausgerüstet mit natürlichem Können und übernatürlicher Heiligkeit da am Reiche Gottes zu arbeiten. Hier bei Chrysostomus wird das Problem Selbstheiligung und Arbeit für die Welt etwas anders gelöst als in Herwigs „Sebastian von Wedding“, der schon so manchen Kopf verdreht und auch schon Ordensleute unter Vortäuschung höherer Erfolge nicht nur um den Beruf, sondern auch um alle segensreiche Tätigkeit gebracht hat.

Nach seiner freudig begrüßten Rückkehr wurde Chrysostomus zum Diakon geweiht und hatte als solcher bei den kirchlichen Funktionen mitzuwirken, eine gewisse Kirchenpolizei auszuüben, das Kirchenvermögen mitzuverwalten und die Armen und Kranken zu betreuen, bekleidete damit eine Stellung, gegen die ein heutiger Diakon nur einen kleinen Schatten darstellt. Der Diakon der Kirche Antiochiens war ein mächtiger Mann. Nur das Predigen war ihm verwehrt. So ergoß Chrysostomus seinen Mitteilungsdrang in eine Reihe vortrefflicher Schriften.

Seinen Herzenswunsch erreichte er aber erst mit der Priesterweihe. Nun war er endlich in seinem Fahrwasser, konnte er alle langverhaltenen Bronnen seines reichen, gotterfüllten Innern öffnen. Wie rauschender Regen strömten seine Worte auf die Zuhörer herab; in immer größeren Mengen eilten die Zuhörer ihm zu. Wie ein gewaltiger König stand nun der kleine Mann mit der schwachen Stimme, aber mit dem großen, glühenden Herzen inmitten der brandenden Großstadt auf seiner Kanzel. Er belehrt, mahnt, warnt, lockt zur Tugend, geißelt Laster, fördert das Gute, greift Übelstände mit tapferem Wort an, läßt Blitze zucken, Donner rollen. Durch und durch Aszet,

geht es ihm nur um das eine: Seelen zu retten, von Deseitsversunkenheit zu Ewigkeitssinn, von Gottvergessenheit zu flammender Gottesliebe aufzurufen. Viel Liebe wird ihm zuteil, aber auch manch abweisendes Urteil. Bald lobt man seine Predigten überschwenglich, bald findet man sie zu lang, zu matt, zu scharf; man stört sie durch Unaufmerksamkeit, durch Davonlaufen. Große Erfolge darf er buchen; wo er aber gegen das Fluchen, gegen die Neujahrsausschweifung, gegen das Wohlleben der Großen, gegen Genußsucht, Kleiderpracht, Theater und Zirkusspiele ankämpft, stößt er auf unverrückbare Mauern. Und das, obschon er bereits sieben lange Jahre seine donnernde Stimme dagegen erhebt!

Schon diese zehn Jahre des Kampfes, des Predigens mit ihrem Lob und Tadel, ihren Siegen und Rückschlägen, Widerständen und stets erneuten Vorstößen stellen ein einzigartiges bewegtes Drama dar.

Aber in allen diesen Aufzügen ward uns im Grunde doch nur Erfreuliches, ein glänzender Aufstieg, eine vollbefriedigende Tätigkeit des besten Mannesalters gezeigt, dazu eine noch lichtvollere Zukunft in Aussicht gestellt. Doch ein tiefer Einschnitt sollte kommen, erschütternde Tragik das glänzende Lebensbild zerstören.

II.

Der zweite Band Baur's bringt einen sprunghaften Szenenwechsel. Wir finden den Priester Antiochiens plötzlich als Bischof der Reichshauptstadt Konstantinopel wieder. Wie kam das? Eines Tages, wohl Ende November 397, war Chrysostomus vom kaiserlichen Statthalter Asterius gebeten worden, sich mit ihm an einer Märtyrergedächtniskirche vor den Toren Antiochiens zu treffen. Dort angekommen, lud ihn Asterius zu sich in seinen Wagen wie zu einer Spazierfahrt ein; aber in Pegrea, der ersten Poststation, harrten kaiserliche Gesandte, die dem bestürzten Priester den Willen des oströmischen Kaisers darlegten, ihn zum Bischof der Hauptstadt zu machen und ihn, wohl um Unruhen in Antiochien zu vermeiden,

kurzerhand in ihren Wagen luden und mitnahmen. Das Ganze war hauptsächlich das Werk Eutrops, eines mächtigen Günstlings am Hof. Um den erledigten Bischofstuhl hatten sich Anwärter ohne Zahl — vielfach unwürdige — beworben und zwischen den Nebenbuhlern und ihrem Anhang bittere Kämpfe entsponnen. Chrysostomus war eine neutrale Persönlichkeit, als vorbildlicher Priester bekannt und versprach ob seiner aufsehererregenden Predigten und Schriften eine Zierde des Bischofsstuhles der Reichshauptstadt zu werden. So glaubte der Höfling wohl mit dieser Wahl das Beste zu treffen.

Bald wurde der Neuerwählte geweiht. Menschlichem Ermessen nach hatte er den Höhepunkt der Ruhmesleiter erstiegen. Bischof der Reichshauptstadt zu werden, galt ja ungezählten Strebern als Gipfelpunkt des Glückes. Für unsern Heiligen sollte sich aber das königliche Geschenk als Danaergeschenk, als Wendepunkt zum Absturz erweisen. In jeder Beziehung sah er sich in ein von seinem bisherigen vollkommen verschiedenes Arbeitsfeld verpflanzt. Nicht nur, daß das äußere Gepränge der als Reichshauptstadt mächtig aufstrebenden Stadt Konstantinopel ein anderes war als das Antiochiens, nicht nur, daß jetzt das ganze Hof- und Beamtenleben an den bisher nur in einer entlegenen Provinzstadt Wirkenden herantrat, daß sich ihm in der Bevölkerung ein aus aller Herren Länder herbeigeströmtes Gemisch darbot, nicht wie in Antiochien eine einheitlich befestigte, lang ansässige Menge, daß sie an Genußsucht, Prachtliebe, Leichtsinn seine Vaterstadt noch übertraf: auch die kirchlichen Verhältnisse lagen im argen. Der Klerus setzte sich genau wie die zusammengewürfelte Einwohnerschaft aus Kleinasiaten, Syrern, Armeniern, Ägyptern zusammen. Unter den lang andauernden arianischen Wirren hatten sich manche Unwürdige eingeschlichen, unglaubliche Beispiele von Roheit und sittlicher Verwilderung gezeigt, Gewinnsucht und Ausschweifung Platz gegriffen.

Gleichwohl, mit gewohntem Feuereifer machte sich der neue Bischof ans Werk, anfangs von der Glückssonne

umleuchtet. Beim Kaiser Arkadius und der Kaiserin Eudoxia war er gut gelitten, beim mächtigen Eutropius stand er in Gunst, bei den Hohen in Ansehen; das Volk gewann ihn bald lieb, seine Predigten fanden großen Zulauf. So schien es, als sollte seine jetzige Tätigkeit die frühere an Glanz noch übersteigen und ihr die Krone aufsetzen. Doch die Krone kam in Gestalt einer Dornenkrone. Eine Gegnerschaft bildete sich, die, immer mächtiger anwachsend, seinen Sturz herbeiführen sollte.

Schon die doch völlig ohne sein Zutun erfolgte Ernennung zum Bischof der Hauptstadt hatte viel böses Blut erregt. Als Fremder war er bereits manchen Klerikern nicht genehm. Noch mehr betroffen fühlten sich all die Ehrgeizigen, die für sich den Bischofstuhl der Hauptstadt ersehnt hatten. Am meisten aber sah sich der Patriarch Theophilus von Alexandrien durch Chrysostomus um seine Hoffnungen betrogen. War Alexandrien früher die Beherrscherin der orientalischen Kirche gewesen, so sah es sich seit Jahren durch Konstantinopel immer mehr aus seiner kirchlichen Vormachtstellung verdrängt. Das schon ärgerte den ehrgeizigen und herrischen Patriarchen. Um doch den ersten Platz zu behaupten, war es sein Bestreben gewesen, den Bischofstuhl der Hauptstadt mit von ihm abhängigen oder doch wenigstens unbedeutenden Männern zu besetzen. Voll solcher Hoffnung war er nun auch auf Einladung Eutrops hin nach Konstantinopel gereist, die Weihe des neuen Bischofs zu vollziehen. Der Name war ihm allerdings nicht gesagt worden. Als er nun ankam und in Chrysostomus den Erwählten erblickte, da malte sich schmerzliche Überraschung, ja Bestürzung auf seinen Zügen. Daß man es gewagt habe, seinen und Alexandriens Interessen entgegen, einen ganz unabhängigen Mann zu ernennen, dazu einen Presbyter aus dem in Alexandrien schlecht gelittenen Antiochien, und noch dazu den befähigten, berühmten, tatkräftigen Chrysostomus, der nun noch mehr Konstantinopel zum Zentrum der morgenländischen Kirche machen und ihn, den bis dahin allmächtigen Patriarchen, in Schatten stellen werde, das

empörte diesen derart, daß er sich in heftigstem Unmut erging und sich sogar weigerte, die Weihe vorzunehmen. Begegnete ihm Chrysostomus auch mit aller Milde, Güte und Vornehmheit — er war nicht zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Da griff Eutropius ein. Viele Klagen wegen seiner Amtsführung waren bei den versammelten Bischöfen gegen Theophilus eingelaufen. Eutropius ließ sich Abschriften geben und stellte den Patriarchen vor die Wahl, entweder Chrysostomus zu weihen, oder sich wegen der Anklagepunkte zu verantworten. Das wirkte. Theophilus bequeme sich dazu, die Weihe zu vollziehen. Aber man kann sich denken, in welcher Stimmung! Mehr noch als die Wahl ließ diese abgezwungene, ihn tief verdemütigende Weihe einen scharfen Stachel in der Seele des herrischen Mannes zurück. Der bohrte auf der Rückreise in ihm weiter. Damit war dem arglosen Bischof von Konstantinopel schon ein erbitterter Feind erstanden.

Doch wäre diese Gegnerschaft allein nicht gefährlich gewesen, blieb Konstantinopel dem Oberhirten gewogen. Aber auch da begann es bald zu gären. Zunächst unter dem Klerus. Der neue Oberhirt drang auf strenge Sitten, bestrafte Schuldige, schaffte die früher üppigen Gastmähler, manchen der hergelaufenen Priester eine liebe Abwechslung, ab und lebte selbst einfach wie ein Mönch. Und vor allem: um Geld für die Armen zu gewinnen, forderte er genaue Rechenschaft über das Kirchenvermögen. Dadurch fuhr wieder gewissen Leuten Schreck in die Glieder. Gutgesinnte stimmten dem Bischof voll und ganz bei; bei andern aber beschwor er viel heimliches Nörgeln und Unzufriedenheit herauf.

Nach dem Weltklerus mußten die Mönche die besernde Hand des Bischofs fühlen. Zu viele gab es derer, die das abwechslungsreiche Stadtleben Konstantinopels ihren einsamen Zellen vorzogen, sich ohne Grund in den Straßen herumtrieben und als Seelenberater übermäßig Einladungen und Gastereien annahmen. Auch da erließ der Heilige strenge Verordnungen. Nun zog der Unmut auch in diesen Kreisen seine Wellen. Und nicht nur unter

den gewöhnlichen Mönchen, auch einer ihrer mächtigen Führer wurde dem Sittenverbesserer gram: der Mönchsvater Isaak.

Dieser seltsame, willensgewaltige Mann, voll Neigung zur Strenge, hatte jahrelang als Einsiedler in der syrischen Wüste gelebt, ausgezeichnet durch reinsten Lebenswandel, tiefgläubigen Sinn, Begeisterung für alles Religiöse, und sich vielerlei Tugenden erworben. Aber er gehörte zu denen, die, je mehr sie der Welt entrückt werden, um so mehr sich auf ihre eigenen Ideen verbeißen, ihre Gedanken und Ansichten unbedingt für Gottes Gedanken und Ansichten halten und mit dem ganzen leidenschaftlichen Aufwallen ihrer Gemütsart für sie eintreten, unzugänglich jedem Einwand, erbost über jeden Widerspruch, ungestüm, ohne Klugheit, Duldung, Nächstenliebe, über Leichen hinwegschreiten — Fanatiker.

Diese Seelenhaltung hatte sich bei Isaak in der langen Einsamkeit weidlich ausgewachsen. Eines Tages nun glaubte er in seiner Zelle Gottes Stimme zu hören, die ihn nach Konstantinopel rufe. So war er dann dorthin gewandert und hatte sich vor dessen Toren eine Klausen erbaut. Bald war er von Neugierigen umlagert. Ihnen schlossen sich Heilsbegierige an, und schließlich kamen manche Mönche, die sich unter seine Leitung stellten. So war er der Mönchsvater von Konstantinopel geworden. Auch in der Stadt wurde er ob seiner großen Heiligkeit von allen Seiten zu Besuch geladen. Gerade als Chrysostomus kam, erfreute er sich des höchsten Ansehens. Um so schärfer mußte ihn das Verbot des neuen Oberhirten treffen. Sah er doch seine und seiner Mönche Bewegungsfreiheit aufs empfindlichste eingedämmt, ihren einflußreichen Verkehr in der Stadt unterbunden. Das empörte den eigenwilligen, machtgewohnten Aszeten. Verstand er es auch, seinen Zorn vorläufig noch nach außen hin zu beherrschen, so mußte der Ausbruch doch einmal kommen.

Aber nicht nur in klerikalen und Mönchskreisen glomm es, auch in Laienkreisen begann es zu rauchen. Da war schon der ganze männliche und weibliche Anhang der

betroffenen Priester und Mönche nicht mehr gut auf Chrysostomus zu sprechen. Daß er dann entgegen seinen Vorgängern nicht in den hohen Gesellschaften verkehrte, nicht glänzende Gastmähler aufsuchte und gab, sondern einfach lebte und die Abende einsam bei seiner Studierlampe verbrachte, das entfremdete ihm besonders gewisse höhere Schichten. Viel Staub wirbelten zudem seine Predigten gegen den Luxus, die Habgier der Großen auf, und als er noch wagte, in seiner drastischen Weise die Mode und das Gehaben der Damenwelt zu geißeln, da gab es Nasenrümpfen und Wespengesumm bis in die Hofkreise hinein.

Geschürt wurde der Unmut besonders noch durch einen falschen Mitbruder, Severian, Bischof von Gabala in Syrien. Dem wurde sein Städtchen für seinen Ehrgeiz und seine vermeintlichen Talente zu klein. Auf einer Sammelreise hatte ein Landsmann, Bischof Antiochus von Ptolemais, in der Reichshauptstadt mit seinen Predigten großen Ruhm und viel Geld gewonnen. Das ließ Severian nicht schlafen. Auch er arbeitete sich eine Reihe von Predigten aus und fuhr damit nach Konstantinopel. Chrysostomus nahm ihn wie alle durchreisenden Mitbischöfe voll Güte auf, ließ ihn in seinem Palaste wohnen, nach Herzenslust predigen und führte ihn sogar bei Hofe ein. Nichts kam dem Streber gelegener als das. Obschon keineswegs, wie er wähnte, ein bedeutender Prediger, gewann er doch durch seine Geschmeidigkeit nicht nur das Volk, sondern auch die Hofkreise. Selbst die Kaiserin Eudoxia zeigte sich von ihm ganz bezaubert. In dem Milieu fühlte sich Severian so wohl, daß er seine Bischofsstadt in der Ferne vergaß. Monate vergingen, an Rückkehr wurde nicht gedacht. Als vielmehr Chrysostomus für längere Zeit abwesend sein mußte, da kam Severian der Gedanke, sich jetzt vollends in der Hauptstadt und bei Hofe festzusetzen. Es gelang. So erwuchs der Macht des Erzbischofs in dem Provinzbischof eine Gegenmacht, die recht gefährlich werden konnte.

Eifersüchtig auf Chrysostomus, vielleicht die Hoffnung nährend, ihn gänzlich ausstechen zu können, sah

dieser Mann nun die in Hofkreisen sich immer mehr ausbreitende Gereiztheit gegen das geistliche Oberhaupt der Stadt gar nicht ungern. Ja, er war „charakterlos genug, in den Chor dieser Rachegöttinnen einzustimmen und seinen Gastgeber zu verraten“.¹⁾

Geistlichen Zuwachs erfuhr dann die Bundesgenossenschaft noch durch zwei andere auswärtige Bischöfe, die ebenfalls um diese Zeit nach Konstantinopel gekommen waren: Antiochus von Ptolemais und Accacius von Beröa. Antiochus mochte seine oben erwähnten Erfolge wiederholen wollen. Jedenfalls betrachtete er Chrysostomus als seinen Nebenbuhler, ließ sich infolgedessen von Severian leicht fangen und wurde, überaus geschickt in Intrigen, später sein bestes Werkzeug. Accacius, ein Greis von achtzig Jahren, erst Einsiedler, darauf hervorragender Kämpfer für den katholischen Glauben gegen Arianer und Appolinaristen, dann Bischof, war ein verdienter, vielfach als Heiliger angesehener Mann. Bei der Bischofsweihe als Gast zugegen, schenkte Chrysostomus ihm volles Vertrauen und beehrte ihn sogar mit einer Sendung nach Rom. Ein unbedeutender Zwischenfall aber wandelte das schöne Verhältnis ins volle Gegenteil. Bei einer zweiten Anwesenheit im Bischofspalaste konnte Accacius wegen Überfüllung nur ein kleines Zimmer angewiesen werden. Darin sah der leicht erregbare Greis sofort eine absichtliche Geringschätzung und Beleidigung seiner Person, begehrte auf, begann laut auf Chrysostomus zu schimpfen und erklärte in Gegenwart mehrerer Geistlicher drohend: „Ich werde ihm schon eine Suppe kochen!“ Von dieser Stunde an, fast blind für gut und böse, hegte er einen Groll gegen unsern Heiligen und verfolgte er sein Opfer mit solcher Verbissenheit, daß es ans Krankhafte streifte. Daß Severian bei solchem Mann bald Gehör fand, wundert nicht. Die Eroberung dieser beiden Kirchenfürsten war für die Gegnerschaft des Erzbischofs ihr bedeutsamster Erfolg, denn beide standen im späteren Kampf mit in den ersten Reihen.

¹⁾ II, S. 137.

III.

Die Gegenspieler des Dramas lernten wir hiemit kennen. Aber wie entwickelte sich nun das Spiel selbst?

In seiner herrischen Art hatte Severian, der als Gast im Hause des Chrysostomus wohnte, schon manchen Auftritt herbeigeführt. Stets war es Chrysostomus gelungen, wieder Frieden zu stiften. Allmählich aber nahm das Gebaren des Gastes solche herausfordernden Formen an, daß Chrysostomus sich gezwungen sah, ihm durch Dritte den Gedanken an die Abreise nahezu legen. Severian schien gehorchen zu wollen, reiste ab, aber nur bis zu einem Städtchen in der Nähe, und benachrichtigte von da seine Anhängerschaft, besonders die Hofkreise, von der ihm geschehenen „Gewalt“. Das gab Aufruhr. Allenthalben brach das unterirdische Feuer los. Selbst der Mönchsvater Isaak vermochte jetzt nicht mehr mit seiner scharfen Kritik zurückzuhalten. Und wie erst all die Hofdamen ihre Zunge in Bewegung setzten, läßt sich denken! Der Erfolg? Eudoxia ließ dem Erzbischof ihre höchste Unzufriedenheit melden und ihn auffordern, Severian sofort zurückzurufen.

Ein Schlag für den Oberhirten! Doch in seiner Milde und in dem stets bekundeten Streben, der Kirche den Frieden zu erhalten, gab er, so schwer es ihm wurde, nach, ließ den undankbaren Gast zurückkehren, wieder in seinem Hause wohnen und verstand sich sogar zu einer Veröhnungsfeier. Aber trotzdem blieb ein Bodensatz von Bitterkeit in der Seele der Kaiserin haften. Der sollte sich bald wieder mehren und die Schale bis zum Rand füllen. Die Herrscherin hatte es gewagt, sich gewaltsam das Grundstück einer armen Witwe anzueignen. Das damit gegebene öffentliche Ärgernis rügte der Bischof auf öffentlicher Kanzel. Da brachen in der Gewaltigen alle bösen Geister los. Das Band zwischen Kaiser- und Bischofshof war zerschnitten. Damit war aber auch das Schicksal des Erzbischofs entschieden. Die schützende Hand, die bisher noch alle Machenschaften im Zaume hielt, war nun zurück-

gezogen und ballte sich in der Tasche. Damit erhielten die Gegner freie Bahn. Jetzt waren sie Herren der Lage.

Da brauchte es nur noch des berühmten Funkens im Pulverfaß, um den Brand zu entzünden. Der kam von Alexandrien her. Weil der dortige, oben erwähnte Patriarch, Theophilus, sich in seiner Herrsch- und Rachsucht unglaublich gegen ehrenwerte Mönche vergangen, an der Spitze von Soldaten und rohem Gesindel wie ein Räuberhauptmann sogar des Nachts eine ihrer Niederlassungen überfallen, geplündert und in Brand gesetzt hatte, die Mönche dazu noch am liebsten gepeitscht hätte, wären sie nicht entflohen, und weil auch sonst noch viele Anklagen gegen ihn vorlagen, erließ der Kaiser den Befehl, ihn unter militärischer Bedeckung nach Konstantinopel zu bringen, damit er sich da vor einem geistlichen Gericht unter dem Vorsitz des Bischofs Johannes verantworte.

Man kann sich denken, wie solche Kunde Theophilus verblüffte! Er, der angesehenste Mann Ägyptens, vor dem alle zitterten, zur Verantwortung gezogen! Und das noch vor dem verhaßten Bischof Johannes, der zu allem noch die Mönche in Schutz genommen hatte! Ein schwererer Schlag konnte den Hochfahrenden nicht treffen. Aber alle Ränke und Machenschaften, sowie alle Anschwärzung der Mönche halfen ihm nichts: der Befehl wurde nicht zurückgenommen. Nun war es ihm klar: einer von ihnen beiden mußte fallen — Chrysostomus oder er! Daß er selbst es nicht sein werde, dafür würde er schon sorgen. Unglaublich, welch böses Intrigenspiel der haßerfüllte Mann jetzt entfaltete! Er ließ Erkundigungen über das Vorleben des Johannes in Antiochien, besonders über seine Jugend, einholen, ob sich da nicht eine Handhabe ergebe. Aber bald kam ihm ein weit wirksamerer Gedanke. Durch nichts gelang es damals besser einen Bischof zu stürzen, als durch Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Und Chrysostomus, hatte der nicht die vertriebenen Mönche aufgenommen, Mönche, die er, der Patriarch, bereits des Origenismus beschuldigt hatte? Ließ sich daraus nicht eine Anklage auf Begünstigung der Häresie herleiten? Da

würden nicht nur die bisherigen Gegner, sondern auch noch viele andere zugreifen. Gab es doch auch damals übereifrige Glaubenswächter, denen ein Hüfthornruf genügt, zur Verteidigung des vermeintlich gefährdeten Glaubens loszuziehen. Also sich in die Maske des Ketzerbekämpfers kleiden! Herrlicher Einfall! Da waren ja plötzlich die Rollen vertauscht: Aus dem Angeklagten wurde der Richter, aus dem Richter der Angeklagte.

Mit dämonischer Freude griff der Patriarch den Plan auf. Schlau genug sandte er aber erst andere ins Feuer. Der Bischof von Salamis, Epiphanius, kam ihm in den Sinn. Der war ja stets ein großer Kämpfer für die Sache Gottes gewesen und stand noch immer Gewehr bei Fuß, jeder auftauchenden Irrlehre sofort den Garaus zu machen. Dem brauchte man nur von einer Glaubensgefahr in Konstantinopel zu reden, und man war seines abwehrenden Eifers gewiß.

In der Tat ging der sonst so verdiente und heilige Mann ins Garn. Im Fluge war er in Konstantinopel, mied brüsk jeden Verkehr mit Chrysostomus und stellte Untersuchungen an. Aber bald flammte sein Eifer ab. Weder bei Chrysostomus noch bei den Mönchen ließ sich auch nur eine Spur von mangelnder Rechtgläubigkeit feststellen. Da mochte es ihm dämmern, welch schmachvolle Rolle Theophilus ihm zugedacht habe. Unwillig zog er ab, am Schiff noch die Worte sprechend: „Gerne überlasse ich euch die Stadt, den Hof und den ganzen Schwindel.“

Durch diesen ersten Fehlschlag zeigte sich Theophilus aber keineswegs entmutigt. Durch Briefe und Abgesandte feuerte er die Gegner des Heiligen in der Hauptstadt zu neuen Wühlereien an, und als diese durch Fälschung von Predigten es verstanden hatten, die Kaiserin in neuen Zorn zu versetzen, hielt er die Stunde für gekommen, jetzt selbst auf der Bildfläche zu erscheinen. Nicht aber, wie es im kaiserlichen Befehl stand, um sich vor der Synode des Chrysostomus zu verantworten, sondern, um Chrysostomus auf einer von ihm selbst einberufenen Synode zu verurteilen. Eine Anzahl willfähriger Bischöfe nahm er

mit, andere fand er vor, und so geschah das Unglaubliche: in seinem eigenen Sprengel wurde Chrysostomus von fremden Amtsbrüdern auf der berücktigten Eichensynode für abgesetzt erklärt. Nicht genug: mit Hilfe der Hofgesellschaft und der allmächtigen Eudoxia gelang es auch, den Kaiser zu einem Ausweisungsbefehl zu bewegen.

Ob das Volk nun auch einen Sturm entfesselte, ob es sich abwehrend um den Bischofspalast scharte: in der Nacht erschien ein Offizier mit einer Abteilung Soldaten, hieß den Bischof ihm sofort zu Fuß folgen, führte ihn auf ein Schiff, und hinaus ging es in die Verbannung. Entrüstungsschreie im Lager der Freunde, frenetischer Jubel in dem der Feinde!

Doch nach einigen Tagen war der Verbannte wieder da. Woher die plötzliche Wendung? Am Tage nach seiner Abführung hatte die junge Kaiserin ein „Unglück im Schlafgemach“, wohl eine Fehlgeburt, erlitten. Sie, im Gewissen doch schon beunruhigt, sah darin ein Strafgericht des Himmels und sandte mit Genehmigung ihres Gemahls sofort ein Schiff nach, den Verbannten zurückzurufen.

Heilloser Schreck befiel die Gegner des Bischofs. Viele suchten ihr Heil in der Flucht, andere versteckten sich. Im Triumphzuge wurde Chrysostomus in seine Stadt zurückgeholt und begann wieder seine Tätigkeit. Aber sein Thron blieb auf wankendem Boden stehen. Nur einer Augenblicksangst der einen Kaiserin verdankte er die Wendung der Dinge, nicht einem durchgreifenden Gesinnungswechsel seiner Gegnerschaft. Diese erholte sich bald von dem Schlag. Severian sammelte die zerstreuten Truppen, Accacius und Antiochus standen ihm dabei wacker zur Seite. Theophilus von Antiochien schürte aufs neue das Feuer, die weibliche Hofgesellschaft tat das übrige; die Stimmung bei Hofe war bald wieder die alte. Chrysostomus sollte es erfahren. Mit beharrlichem Eifer beantragte er beim Kaiser eine Synode zu seiner Rechtfertigung — sie wurde hintertrieben. Auch alle Bemühungen der ihm treuen Bischöfe blieben ohne Erfolg. Neue Gegner

schlossen sich den alten an. Nun galt es nur noch, Eudoxia wieder zu ermutigen. Anfangs wollte das nicht recht gelingen. Da kamen zwei Predigten des Heiligen zuhelfe. In der einen hatte er sich über den Lärm bei der Einweihung eines der Kaiserin errichteten Standbildes beschwert, in der andern bei Enthauptung Johannes des Täufers von der Herodias gesprochen. Beide wurden gefälscht der Kaiserin überbracht. Damit schlug die alte Leidenschaft heller als je wieder empor. Die letzten Bedenken wichen. Solch lästiger Mahner durfte nicht bleiben.

Man erlasse zu schildern, was jetzt alles an Ränken, Intriguen, Gewalttaten, Verleumdungen ersonnen ward, Chrysostomus endgültig zu stürzen. Der Erfolg war ein Schreiben des Kaisers: „Verlaß Deine Diözese!“ Chrysostomus, der trotz aller Bitterkeiten den Kampf bis dahin mit aller Leidenschaftslosigkeit, aber auch mit Festigkeit geführt hatte, antwortete voll Würde: „Diese Kirche ist mir von Gott übertragen, ich kann sie daher nicht verlassen. Wenn es aber Dein Wille ist, so wende Gewalt an, damit ich sagen kann: Ich bin nur der Gewalt gewichen, als ich meinen Platz verließ.“¹⁾

Davor schreckte der Kaiser allerdings zurück. Er hatte gehofft, Chrysostomus werde von selber gehen. Nun sah er sich darin getäuscht. Er zögerte, aber die Chrysostomusgegner eröffneten jetzt ein Trommelfeuer. Schließlich drangen die Bischöfe Accacius, Antiochus, Severian und Cyrinus in seinen Palast und erklärten: „Kaiser! Die Verantwortung für die Absetzung des Johannes falle auf unser Haupt!“ Da atmete der schwache Herrscher auf und unterzeichnete zum zweiten Male den Ausweisungsbefehl.

Wieder wurde eines Abends der Bischofspalast umzingelt, wieder der Bischof von Soldaten abgeführt; wieder gab es Volksaufläufe, und wieder ging es zu Schiff über den Bosporus. Dieses Mal beim Feuerscheine der von einem Unverständigen angezündeten Kathedrale. Auf Nimmerwiedersehen. Unsagbares hatte der greise Oberhirt bisher

¹⁾ II, S. 242.

bereits gelitten: Feindseligkeit selbst von seinen geistlichen Mitbrüdern, Verdächtigung, Unrecht, Vergewaltigung, aber noch Schwereres sollte ihm jetzt zuteil, der neu angetretene³ Weg zum Ölbergs-, ja Golgathagang werden.

Anfangs ließ man ihn in Nizäa. Dann wurde ihm das weltentlegene Kukusus zum Aufenthalt bestimmt, und als Geächteter hatte er die weite Reise dahin zu Fuß inmitten einer Anzahl Soldaten zurückzulegen. Chrysostomus, stets magenleidend, schwach, von Kopfweh und Fieber geplagt, unter jeder Fußreise schwer leidend, schauderte. Dazu kam der endlose Weg, die Hitze des Hochsommers, die Unregelmäßigkeiten in der Nahrung, die Dürftigkeit der Nachtherbergen. Und keine Arznei, keine Pflege, nicht einmal ein Bad. Und siebenzig lange Tage ging es so fort!

Mehr tot als lebendig langte der Heilige in Kukusus an. Da neue Leiden! Eine armselige Bergfestung ohne jede geistige Anregung — Vereinsamung — die Winter so streng, daß der schwache Greis nur innerhalb der vier Wände, in Decken gehüllt, ihn überleben konnte. Dazu täglich die Angst vor Überfällen der räuberischen Isauriker. In der Tat rückte dieses Bergvolk eines Tages plötzlich vor. Panikartig ergriff die Bevölkerung die Flucht; Chrysostomus schleppte man nach Arabissus. Dort besserte sich ein wenig sein Los. Mehr Verkehr mit der Außenwelt warmöglich, Freunde eilten von nah und fern herbei. Schritte zu seiner Rettung wurden beraten. Der inzwischen erfolgte schnelle Tod der Eudoxia hatte manche in Konstantinopel zum Nachdenken angeregt. Eine Abordnung aus Rom war in der Hauptstadt erschienen und hatte sich von des Chrysostomus Unschuld überzeugt. Der Mann drohte für die Gegner eine neue Gefahr zu werden. Er mußte noch weiter fort. Es gelang ihnen, einen neuen kaiserlichen Befehl herauszulocken, der Chrysostomus nach Pityus verwies, einem von aller Welt verlassenem, im äußersten Nordosten am Schwarzen Meere und am Fuße des Kaukasusgebirges gelegenen Ort. Chrysostomus sollte ihn aber nicht mehr erreichen.

Sah sich der Dulder nun wieder vor die schweren Leiden einer langen Fußreise gestellt, so kam dieses Mal noch dazu, daß seine Begleitung, wahrscheinlich auf Befehl von Konstantinopel hin, nichts unterließ, ihn noch besonders hart zu behandeln. Mochte die glühende Sonne dem Greis noch so heftigen Kopfschmerz verursachen, mochte er um eine Ruhepause im Schatten bitten; mochte strömender Regen ihn bis auf die Haut durchnässen, mochten ihn Fieber schütteln — unaufhaltsam trieb man ihn weiter. Da wußte Chrysostomus, was man mit ihm vorhatte. Mit heldenhafter Geduld schleppte er sich weiter, Tag für Tag, Woche um Woche. Da wollte es nicht mehr gehen. Er bat um Ruhe. Doch der Anführer gebot die Weiterreise. Bis vor die Tore Komanas war man gekommen. Da brach der todesmüde Greis auf der Landstraße zusammen. Der Puls hämmerte, der Atem versagte. Man trug ihn in ein Haus. Nur noch wenige schwache Züge tat er, noch einmal öffnete er die Augen zum Himmel, sprach ein letztes Wort: „*Gott sei gelobt für alles! Amen*“ und verschied.

O großer Heiliger! Groß sah man dich als Einsiedler auf dem Berge, groß als Prediger in Antiochien, groß als Bischof der Reichshauptstadt; groß zeigte sich dein Wort auf der Kanzel, groß in deinen Schriften, aber als du dieses letzte Wort sprachst, da stiegst du zur Riesengröße empor, und dieses eine Wort überwiegt alle andern, die du je gesprochen. Und hättest du auch nur dieses eine gesprochen, der dir gegebene Titel „Goldmund“ wäre für ewige Zeiten gerechtfertigt.

Vierunddreißig Jahre später! Es ist Abend, der Bosphorus umlagert, von Tausenden von Lichtern erleuchtet. Ein Schiff wird sichtbar. Jubel — ein Triumphator kehrt heim — der tote Bischof. Unter Glockengeläut, in Lichterprozession trägt man seine Gebeine durch die Stadt und setzt sie in der Apostelkirche bei. Längst waren Eudoxia und Arkadius, Theophilus, Severian, Antiochus, Cyrinus verschwunden, Chrysostomus lebt weiter — in seiner Bischofsstadt, auf der ganzen Erde. Als Heiliger, als

Kirchenlehrer und aus dem Grabe noch als „Goldmund“ zur ganzen Christenheit redend.

Das ist das Chrysostomusdrama! Über alle Maßen tragisch. Tragisch nicht nur, weil es mit seinem Räderwerk eine so edle Persönlichkeit, wie Chrysostomus es war, zermalmte, nicht nur, weil es eine nach menschlicher Berechnung ungemein segensreiche Bischofstätigkeit in der Blüte brach, sondern auch, weil es mit seinem Bruderkizist, Parteihader, seinem öffentlichen Ärgernis der orientalischen Kirche nie vernarbende Wunden schlug, ja Mitveranlassung zu der späteren Spaltung des Ostens von der Mutterkirche wurde.

Am meisten tragisch aber, weil es von Priestern gespielt wurde und so viel Priesterleidenschaft enthüllte! Und dabei waren diese Priester keineswegs „schlechte“ Priester. Die meisten von ihnen, wie der Patriarch Theophilus, die Bischöfe Antiochus, Epiphanius, Cyrinus, zeichneten sich aus durch Eifer, der Abt Isaak und Accacius durch langgeübtes Aszetenleben; manche von ihnen standen im Ruf der Heiligkeit, und doch solcher Kampf gegen einen Mitbischof, der ein Heiliger war! Wer erklärt das Rätsel?

Mochten sie alle viel Eifer bekunden, unermüdlich für Reinhaltung des Glaubens eintreten, musterhaft ihre Sprengel verwalten, in äußeren Abtötungen sich jahrelang üben, eines hatten alle zu sehr übersehen: die Läuterung des inneren Menschen. Mit allem Eifer wuchs das Unkraut mit. In Theophilus die Herrschsucht, in Accacius die Überempfindlichkeit, in Severian Ruhmesgellüste, in Epiphanius blindes Ungestüm, im Abt Isaak Eigenwille und Rechthaberei — in allen lebte trotz des geistlichen Gewandes der alte Mensch weiter, und der war es, der eine solch unglaubliche Flut von Unrecht und Gewalt, Verblendung und Haß über die Kirche Konstantinopels ergoß. Erschüttert stehen wir da, und eine bange Frage pocht leise an das Herz: Der alte Mensch — lebt er nicht auch noch zu viel in dir?